Zeitschrift: Tec21
Herausgeber: Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein
Band: 127 (2001)
Heft: 37: Dataspace - Officespace

Artikel: An den Grenzen der Wirklichkeit: Gespräch mit dem Architekten Thomas Leeser, New York
Autor: Ackerknecht, Felix / Leeser, Thomas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-80206

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

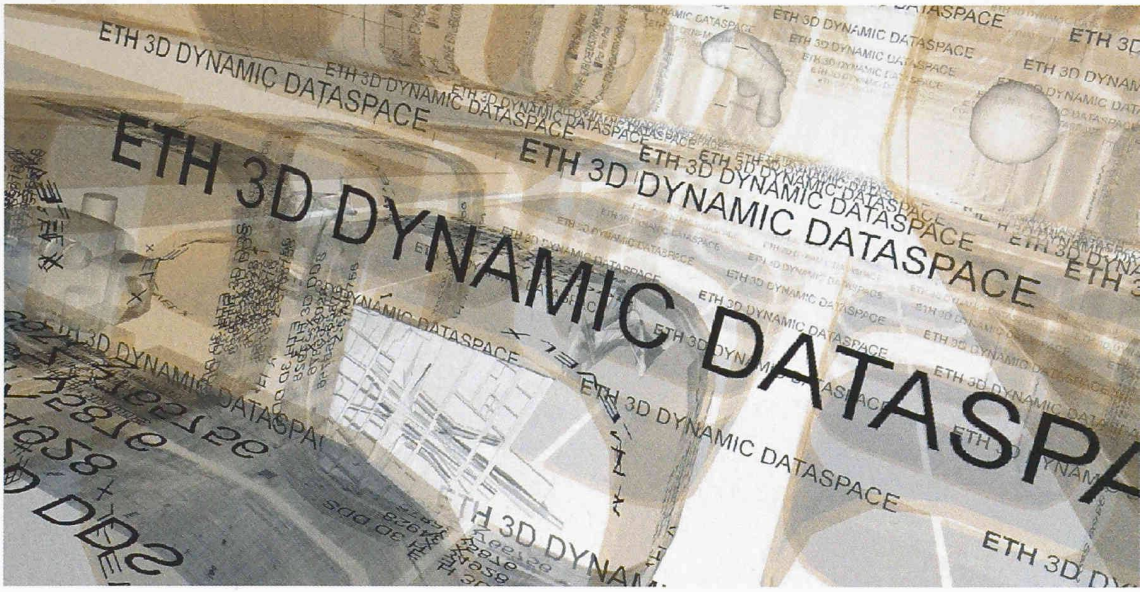
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Felix Ackerknecht



Wettbewerbsbeitrag von Thomas Leeser für «ETH World», 2000. 3. Preis

An den Grenzen der Wirklichkeit

Gespräch mit dem Architekten Thomas Leeser, New York

Thomas Leeser, ein aus Deutschland stammender Architekt, hat sich nach dem Studium in New York niedergelassen. Im letzten Jahr wurde er in der Schweiz bekannt, als sein Beitrag zum Wettbewerb ETH World den dritten Preis erzielte. Dabei handelte es sich nicht um einen konventionellen architektonischen Entwurf: Die Aufgabe bestand darin, die an geografisch verschiedenen Orten verteilte ETH Zürich zu einer umfassenden Informationsstruktur zusammenzufassen. In New York ist Leeser mit mehreren, in den letzten Monaten fertig gestellten Restaurants aufgefallen.

Ackerknecht: Entsprechend den gedrängten Verhältnissen in Manhattan ist dein Arbeitsraum am zentralen Broadway kompakt eingerichtet. Wie weit folgt auch deine Arbeit dem Ortsüblichen?

Leeser: Wie ein typisches kleines New Yorker Architekturbüro bauen wir Lofts und Restaurants um, wir nehmen jedoch auch an vielen europäischen und japanischen Architektur- und Stadtplanungswettbewerben teil.

Ackerknecht: Letztes Jahr hast du beim ETH-World-Wettbewerb, bei dem es darum ging, Infrastruktur und Kommunikation der ETH Zürich zu einer umfassenden Informationsplattform zusammenzufassen, den dritten Preis gewonnen.

Leeser: Dabei hat uns vor allem das Verhältnis zwischen Virtualität und Raum interessiert. Es gibt einerseits den sehr komplexen und auf organischen Formen basierenden virtuellen Raum, dessen Form mit Blasen verglichen werden kann. Anderseits gibt es eine Auffas-

sung von Virtualität, die sich weniger auf das Räumliche bezieht, sondern mehr mit logistischen Verbindungen und Datenverfügbarkeit zu tun hat. Wir haben uns bei unserer Arbeit auf beide Welten bezogen. Wir hatten die Vorstellung eines virtuellen Arbeitsraums, in dem man vorwiegend mit Elementen arbeitet, die man als Computerbenutzer kennt und in dem man alles machen kann: navigieren, Bilder oder Texte erstellen, Informationen suchen, zusammenstellen, vernetzen usw., den man also nicht mehr verlassen muss.

Ackerknecht: 3D-Darstellungsmittel wie Datenbrille, Netzhautprojektion, Hologramm sind noch nicht alltagstauglich, ich nehme also an, dass dieser dreidimensionale Arbeitsraum auf einem zweidimensionalen Bildschirm abgebildet würde. Um einen solchen 3D-Raumeindruck zu vermitteln, werden hohe Rechengeschwindigkeiten und Datenübertragungskapazitäten erforderlich, die von handlichen Geräten wie etwa *palm tops* nicht geboten werden. Rechtfertigt sich dieser Aufwand, der die Flexibilität eines Informationssystems erheblich einschränken kann?

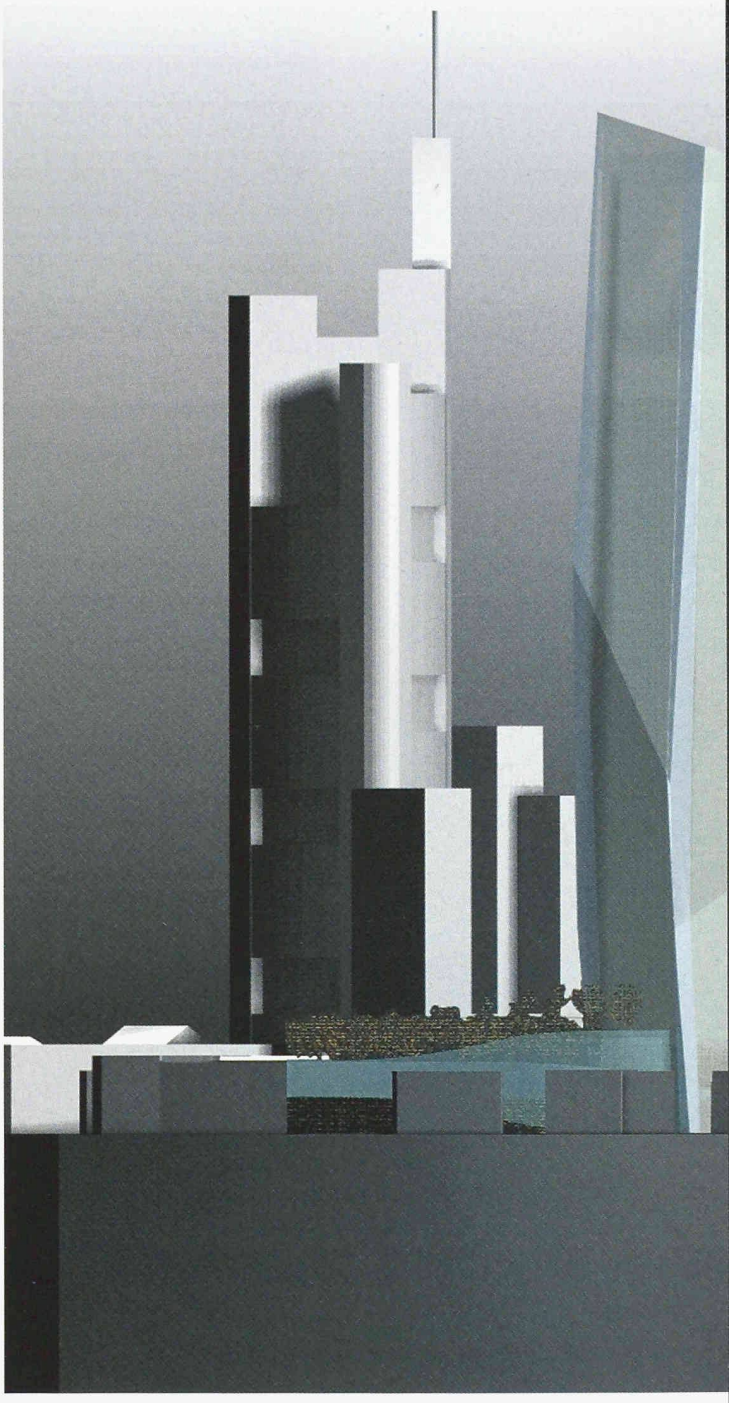
Leeser: Der von uns vorgeschlagene virtuelle Arbeitsraum erleichtert den Informationszugriff, indem Ordner nicht mehr durch anklicken aufgemacht werden, denn die in den Ordnern enthaltenen Dokumente werden sichtbar und öffnen sich automatisch, wenn man sich ihnen nähert. Auch betritt man Abteilungen nicht mehr durch Eintrittsportale, man zoomt sich in die jeweiligen grafischen Symbole auf dem Arbeitsfeld. Dies ergibt einen unendlichen Datenraum, der in die Tiefe hierarchisiert ist. Ein zweites Interface für dreidimensionale Objektinformationen erlaubt freies Bewegen in einem frei konfigurierbaren Raum.

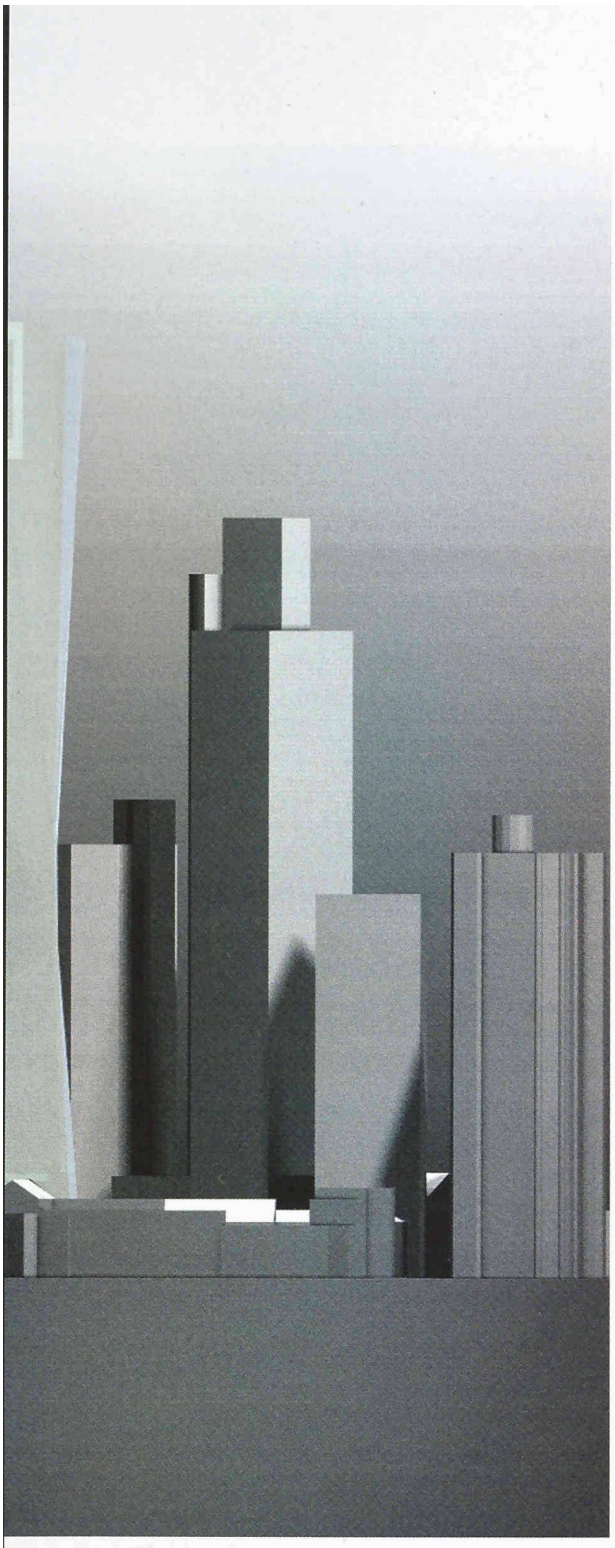
Ackerknecht: Der Begriff virtueller Campus scheint dem virtuellen Raum ETH World kaum zu entsprechen, der vom herkömmlichen Raumbegriff weit entfernt ist und eher einer Informationsstruktur mit personalisierten Zugangsportalen entspricht. Es fällt auf, dass dich im Allgemeinen «Neuland» im technischen Bereich herausfordert. Beim Wettbewerbsbeitrag für ein Verwaltungshochhaus der Deutschen Bank in Frankfurt hast du eine interessante Fassadenkonstruktion vorgeschlagen: eine dem Baukörper vorgespannte Stofffassade.

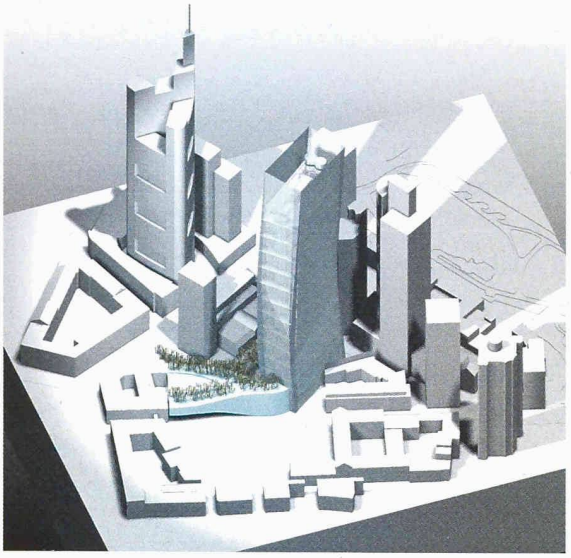
Leeser: Uns war aufgefallen, dass Wolkenkratzer sehr ineffiziente Bauten sind. Sie benötigen eine aufwändige Baustruktur und Gebäudetechnik, es bleibt daneben nicht viel Nutzfläche übrig.

Ackerknecht: Besonders aufwändig ist der vertikale Transport der Luft. Schon bei einem konventionellen Geschäftshaus wird ein Grossteil des Energieverbrauchs darauf verwendet, mechanisch Luft durch die Lüftungskanäle zu bewegen.

Leeser: Da können mehrschichtige Fassaden grosse Energieeinsparungen bringen. Diese sind üblicherweise teuer, nicht aber wenn die Hülle aus Stoff ist. Die Wirt-





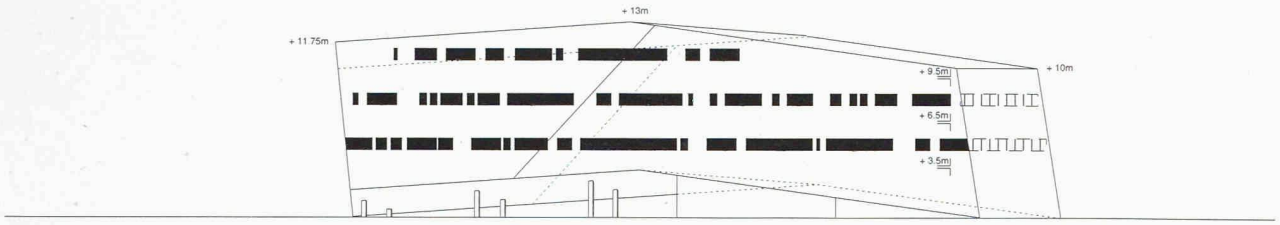


Wettbewerbsbeitrag für ein Verwaltungshochhaus der Deutschen Bank in Frankfurt, 1999 (Bilder: Thomas Leeser)

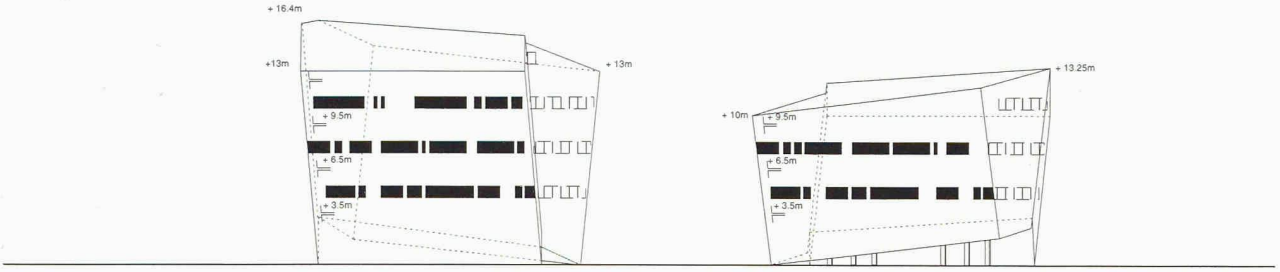
schaftlichkeit erhöht sich zudem dadurch, dass eine vorgespannte Konstruktion nicht von der Nutzfläche abgeht. Ein licht- und luftdurchlässiger Stoff, einem Moskitonetz vergleichbar, hält extreme Wetterbedingungen und Windkräfte ab, so dass dahinter eine kostengünstige Fassade ausreicht. Ausserdem wird es möglich, die Fenster im fünfzigsten Geschoss zu öffnen.

Ackerknecht: Welche Tiefe habt ihr für den Zwischenraum vorgeschlagen?

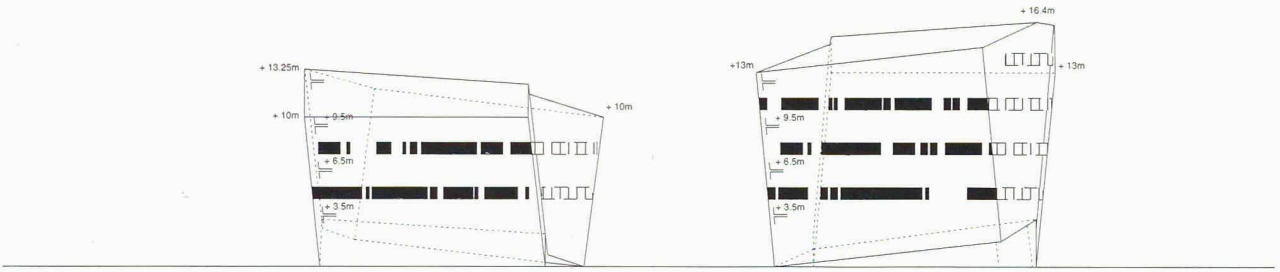
Leeser: Zwischen zwei und fünf Metern. Die Gebäudeecken wären aus Glas oder Metall, um durch seitliche Klappen und mit Hilfe von Druckunterschieden Luft in die Zwischenschicht hinein- oder herauszuleiten. Der Kamineffekt im Zwischenraum würde die ver-



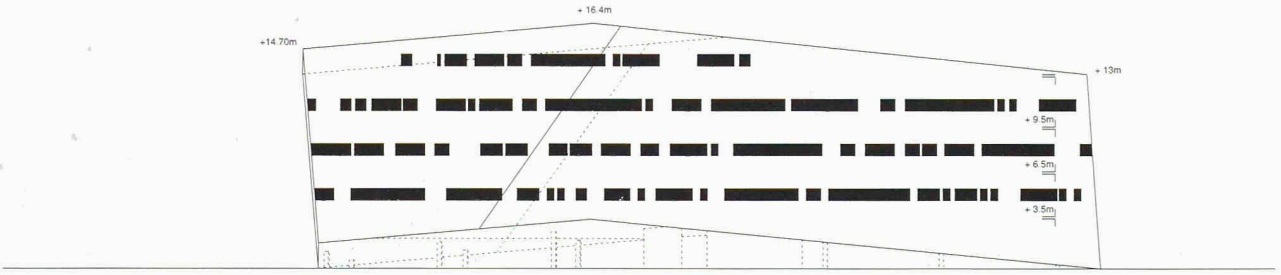
Ansicht Gebäude 2, von Nord-Osten



Ansicht Gebäude 1 und 2, von Süd-Osten

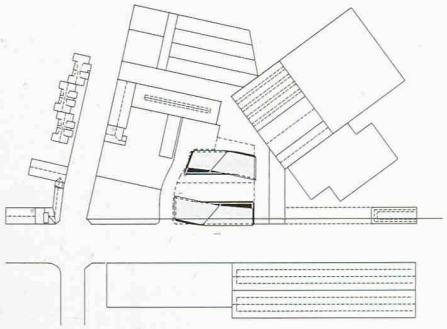


Ansicht Gebäude 1 und 2, von Nord-Westen



Ansicht Gebäude 1, von Süd-Westen (Helmholzstraße)

Projekt für eine Verwaltungs- und Produktionsstätte in Köln, 1995. M 1:500



brauchte Luft aus dem Gebäudeinnern herausziehen, und auf allen fünf Geschossen würde eine kleine Luftaufbereitungsanlage und in der Zwischenschicht ein Boden angelegt werden. Die Mieter könnten so ihre Einheit entsprechend ihren Bedürfnissen massgeschneidert ausrüsten und betreiben.

Ackerknecht: Obschon Windkräfte, UV-Einwirkung und Verschmutzung eine solche Stoffhülle stark belasten, klingt dieser Ansatz vielversprechend. Wurde er in andern Projekten wiederaufgenommen?

Leeser: Nicht der technische Aspekt, sondern die bei diesem Projekt verwendete plastische Form. Es ist eine längliche Box, die je im rechten Winkel zu den Seiten an zwei verschiedenen Orten geknickt wird, so dass entlang der Kanten Risse entstehen. Diese Geometrie habe ich wiederholt verwendet, weil sie den Sehgewohnheiten zuwider läuft und auf mich sehr kräftig wirkt. Die Seiten brechen bei einem wirklichen Körper ja nicht unabhängig voneinander. Bei unserem Wettbewerbsbeitrag für eine Konzerthalle in Graz sind diese Öffnungen entlang der Kanten verglast, womit die Fensteröffnungen der Logik der Gebäudegeometrie folgen. Der Knick in die eine Richtung war durch die Topografie, der Knick in die andere Richtung durch den angrenzenden Strassenzug bestimmt. Ein derartiges doppeltes Knicken eines Prismas aber hatten wir schon für ein Wettbewerbsprojekt in Köln entwickelt. Wir haben einen Kubus gebrochen, bis er die in der Zonenordnung verlangten Rücksprünge und geneigte Dachform aufwies, ohne aber die traditionelle Formensprache zu verwenden. Obwohl die Anwohner mit dieser eigenartigen Gebäudeform gar nicht einverstanden waren, musste die Baugenehmigung erteilt werden. Leider ist das Projekt aus andern Gründen zurückgestellt worden.

Ackerknecht: Dein Anliegen, den Sehgewohnheiten entgegenzuwirken, lässt sich früh erkennen. Du warst als langjähriger Mitarbeiter bei Peter Eisenman am sogenannten Dekonstruktivismus beteiligt.

Leeser: Eisenman war einer meiner ersten Lehrer, als ich 1979 als Austauschstudent in die USA kam. In seinem Seminar verstand ich aus sprachlichen Gründen – wie ich meinte – nichts, doch als er eingeladen wurde, an einem Wettbewerb für den Checkpoint Charlie in Berlin teilzunehmen, fragte er mich, ob ich Interesse hätte mitzuarbeiten. Das war der Anfang einer fast zehnjährigen Zusammenarbeit, die für mich und ihn wohl deshalb interessant war, weil wir beide ständig den Status quo hinterfragen.

Ackerknecht: Wie würdest du die Arbeit von Eisenman charakterisieren?

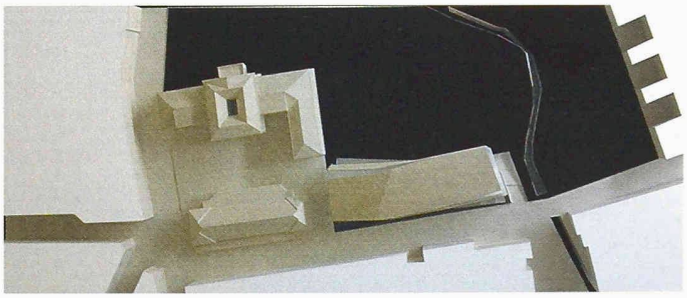
Leeser: Seine Entwürfe basieren auf logischen Prozessen, nicht auf emotionalen Entscheidungen. Meiner Meinung nach beruht traditionelle Architektur zum Grossteil auf emotionalen Entscheidungen – etwa ob eine Farbe oder ein Raum schön sei.

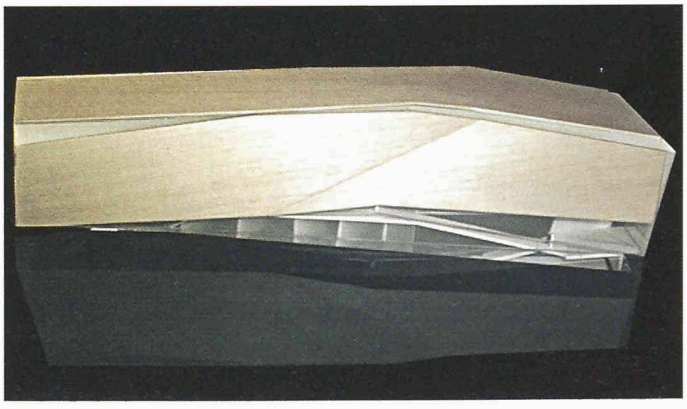
Ackerknecht: Ich meine, dass Tradition nicht nur Formales, sondern auch über Generationen gewachsene, durch Erfahrungen erlangte Erkenntnisse umfasst. Was waren die Grundlagen zu euren Entwürfen?

Leeser: Beispielsweise die Logik von Sprache, Philosophie oder Naturwissenschaften. Bei vielen Projekten haben wir in die Physik geschaut. Für ein Biozentrum in Frankfurt haben wir Prinzipien der Fraktalgeometrie aufgegriffen, also Systeme von selbstähnlichen Elementen. Wir leiteten von den chemischen Bausteinen der DNS-Kette eine Raumsprache ab, um auf sie die Logik aus der Fraktalgeometrie anzuwenden. Es war im Prinzip egal, welches Raumprogramm untergebracht wurde. Es war ein radikaler Schritt in der Architektur, den Zusammenhang zwischen Programm und Form zu lösen; Eisenman ist bei vielen deshalb unbeliebt, weil er die Architekturtradition vollständig negiert. Seine Entwürfe waren im Gegensatz zu traditioneller Architektur nicht auf eine Bildwirkung ausgerichtet.

Ackerknecht: Bringt man als Teil der Gesellschaft nicht eine Bilderfahrung mit, die am architektonischen Erleben beteiligt ist und die beim Schaffen von Architektur miteinbezogen werden sollte?

Wettbewerbsbeitrag für eine Konzerthalle in Graz, 1998





Leeser: Wissenschaft und Religion zeigen, dass der Mensch durch ihm nicht bewusste Gesetze und Zusammenhänge bestimmt wird. In der Architektur jedoch, der Kepplerschen Auffassung entsprechend, steht der Mensch im Mittelpunkt. Die Architektur sollte für den Menschen wohl brauchbar sein, doch der Mensch stellt unserer Meinung nach nicht das Mass aller Dinge dar.

Ackerknecht: Indem der Mensch Bauten und Strukturen schafft, leistet er im Chaos des Weltalls Aussergewöhnliches. Unser Körper und unser Gehirn sind ein in höchstem Masse organisierter, einzigartiger Apparat. Ebenso einzigartig ist wohl die menschliche Kultur und Tradition, die zu vermeiden doch wider Mensch und Natur läuft.

Leeser: Das sehe ich nicht so. Es gibt keinen Grund, die Kultur der Vergangenheit der Kultur der Gegenwart vorzuziehen. Das Argument von Eisenman und mir wäre, dass die traditionelle Architektur insofern antikulturell ist, als sie die kulturelle Entwicklung bremst.

Ackerknecht: Du ziehst also revolutionäre Veränderungen einer allmählichen evolutiven Entwicklung vor.

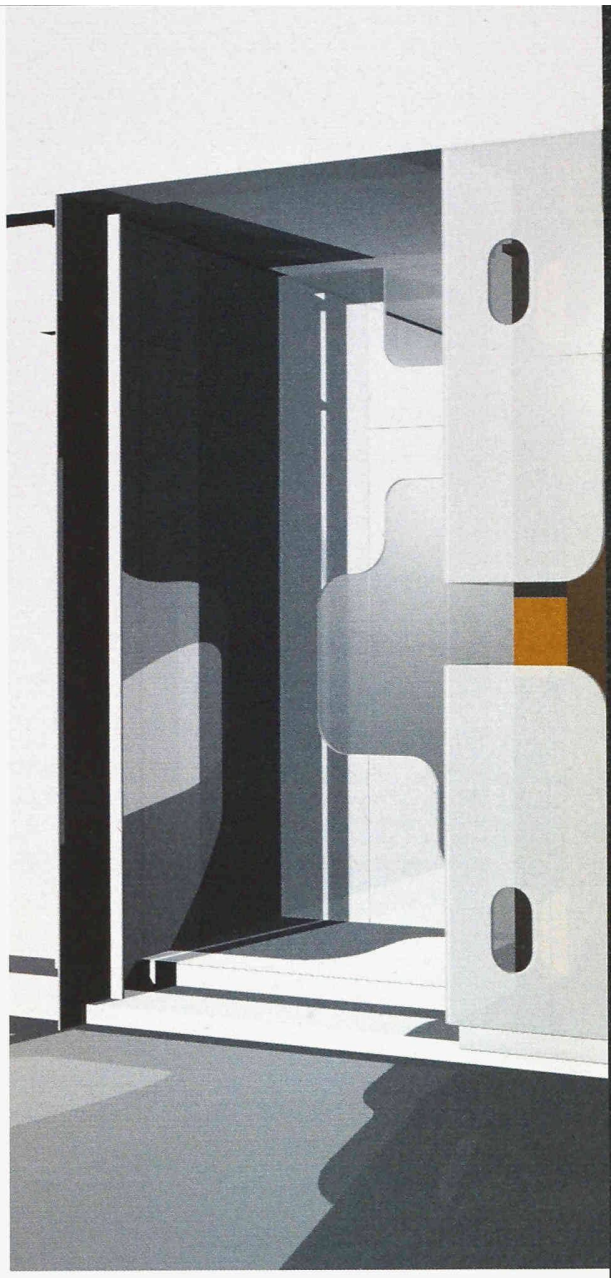
Leeser: Ich glaube, dass nur so die Architektur weitergebracht wird, sich also Kultur immer in Extremen entwickelt. Nebenan wurde ein typisch «antikulturelles» Haus anhand einer Skizze Aldo Rossis und mit Unterstützung des Denkmalschutzes gebaut. Von den Fassaden der beiden anliegenden historischen Gebäude wurden Elemente wie die horizontale und vertikale Gliederung übernommen, womit die Wirkung der Originale letztlich geschwächt wird.

Ackerknecht: An diesem Ort hätte Kontextualität etwas anderes bedeutet, denn der südliche Broadway zeichnet sich durch eine enorme Heterogenität aus, als ob die Architekten einen Sport darin betrieben, sich weitestmöglich vom Nachbarn abzuheben. In diesem Umfeld ist ein angleichender Entwurf verfehlt; denkmalpflegerische Einheitsrezepte werden der komplexen menschlichen Kultur sicherlich nicht gerecht.

Leeser: Wir beziehen uns nicht auf kulturelle Aspekte eines Umfelds – vielmehr geht es uns um einen abstrakten Kontext wie beispielsweise das Programm mit seiner eigenen inneren Logik, *self-referential*, also ohne formale Bezüge nach aussen.

Ackerknecht: In einem kulturellen Kontext zu operieren gleicht einem Drahtseilakt, Scheitern ist hier ebenso möglich wie der Sturz vom Seil. Aber den kulturellen Aspekt aus dem Entwurfsprozess auszuklammern, wäre doch gar vereinfachend oder eindimensional.

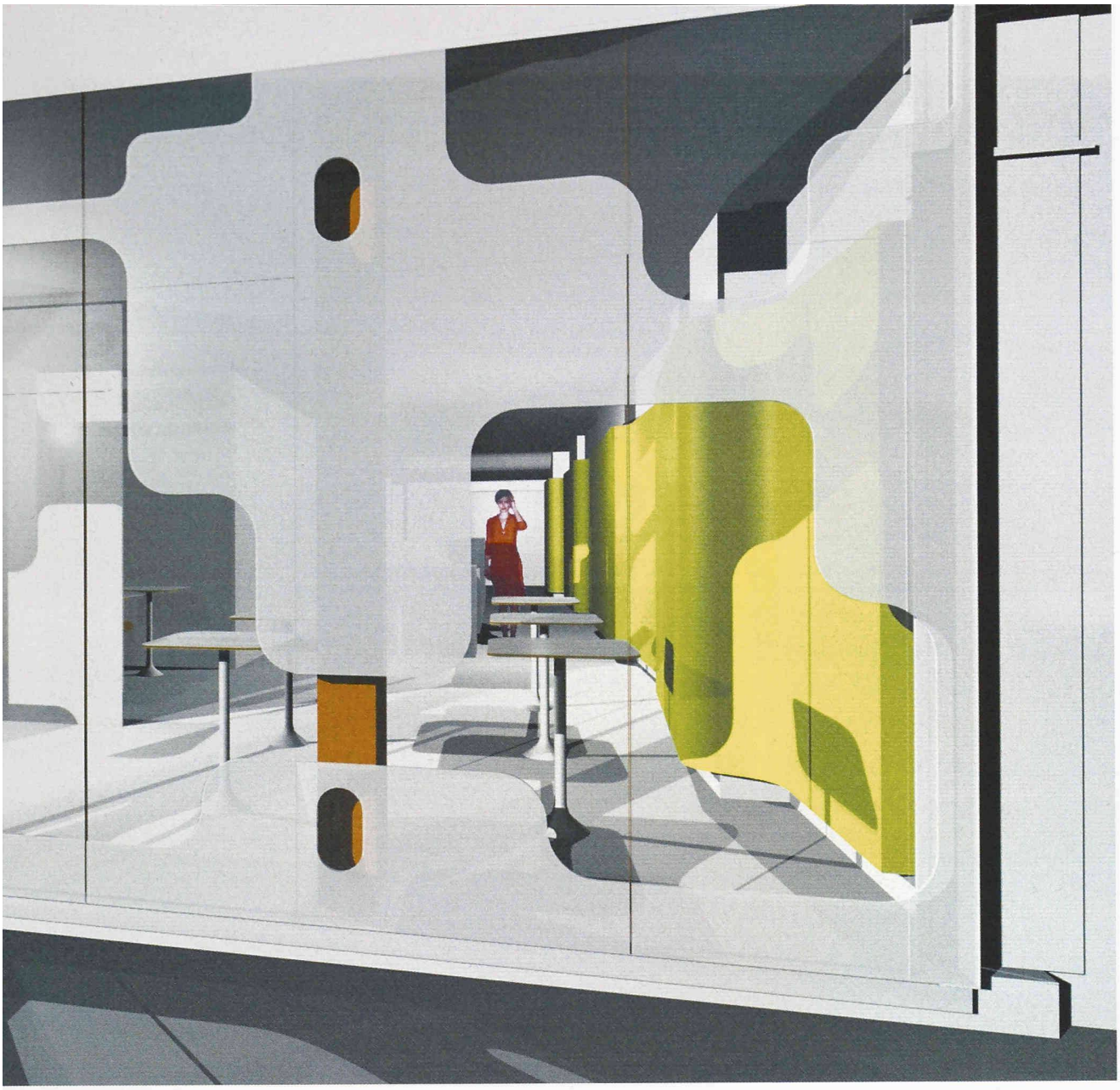
Leeser: Es ist unser Ziel, die etablierten Architektursprachen zu hinterfragen. Durch das Schiefstellen der Wände sollen die Menschen dazu herausgefordert werden, sich zu fragen, weshalb denn alles gerade steht.



Ackerknecht: Führt dies nicht zu einer Stresssituation, sich bei jeder Wand fragen zu müssen, weshalb sie nun so stehe, möglicherweise wider Brauchbarkeit und Wohlbefinden? Zudem erfordern schiefe Wände erheblichen Aufwand.

Leeser: Es geht um das Nachdenken, das Denken. Es handelt sich um eine Architektursprache des in Frage Stellens. Wenn alle andern Wände schräg wären, müsste sie Eisenman wieder senkrecht stellen, nun ist er von der Schräge zu computergenerierten Formen übergegangen.

Ackerknecht: Dem vorhin erwähnten Ausdruck *self-referential* entsprechend hatte ich vermutet, dass die Schrägen etwas Allgemeingültiges und Beständiges auszudrücken versuchten, ohne sich formal auf anderes zu beziehen. Derrida fasst Eisenmans Standpunkt zusammen mit *critique of origin, anthropomorphism and asthetics.*



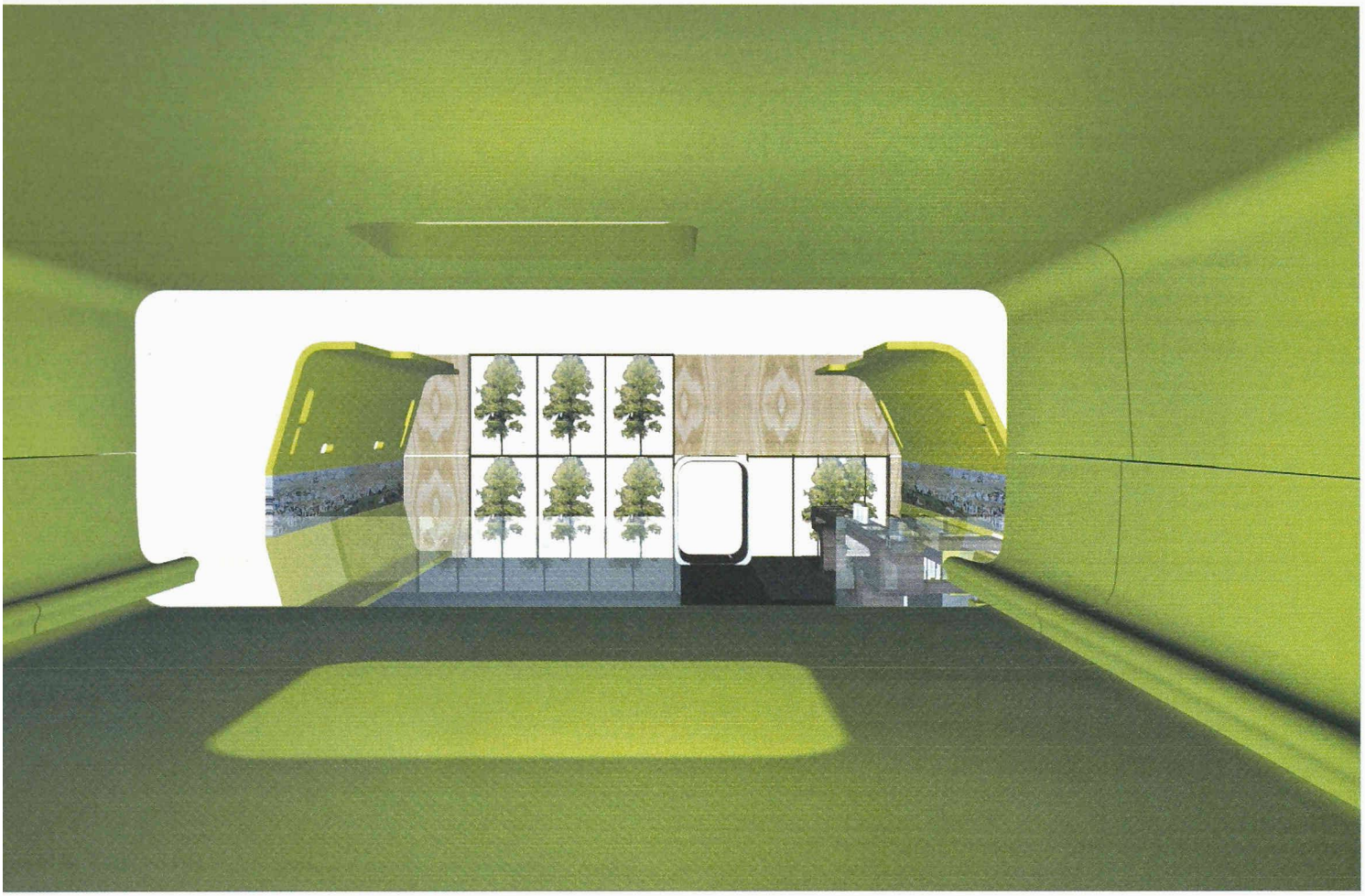
Restaurant «Bot» in Nolita, NYC, 2001
(Bild: Till Leeser, Hamburg)

Restaurant «Pod» in Williamsburg, NYC, 2001

Leeser: Bei der Zusammenarbeit mit Derrida ging es um die Dekonstruktion der oberflächlichen Bedeutung, darum, eine versteckte Bedeutung zu zeigen. In diesem Zusammenhang ist das Buch «Choral Works» entstanden.

Ackerknecht: Es wird darin der Versuch beschrieben, den von Platon erwähnten, für die Geburt des Kosmos erforderlichen Ort, genannt *Chora*, entwerferisch umzusetzen.

Leeser: Im Gegensatz zur westlichen Architektur, die sich auf das Objekt konzentriert, hat uns die Abwesenheit oder der Zwischenraum interessiert, das Feld dazwischen. Die Begriffe *Presence* und *Absence* versuchen dies zu beschreiben: Abwesenheit kann genauso eine Präsenz haben wie Anwesenheit. Auf dem Stuhl dort drüben sitzt jetzt niemand, während auf unsern beiden Stühlen Leute sitzen. *Chora* thematisiert die Abwesenheit, die eben nicht nichts ist. Das hatte die westliche Architektur bislang nicht interessiert. Das Dazwischen-



Restaurant «Pod» in Williamsburg, NYC, 2001

Liegende, Unausgesprochene hat mich, rückblickend gesehen, wahrscheinlich auch deshalb interessiert, weil in meiner Familie meine eigene Vergangenheit, der jüdische Hintergrund, unterdrückt und verdrängt worden waren. Silvio Rizzi benennt Eisenmans Judentum Antrieb für seine Architektur.

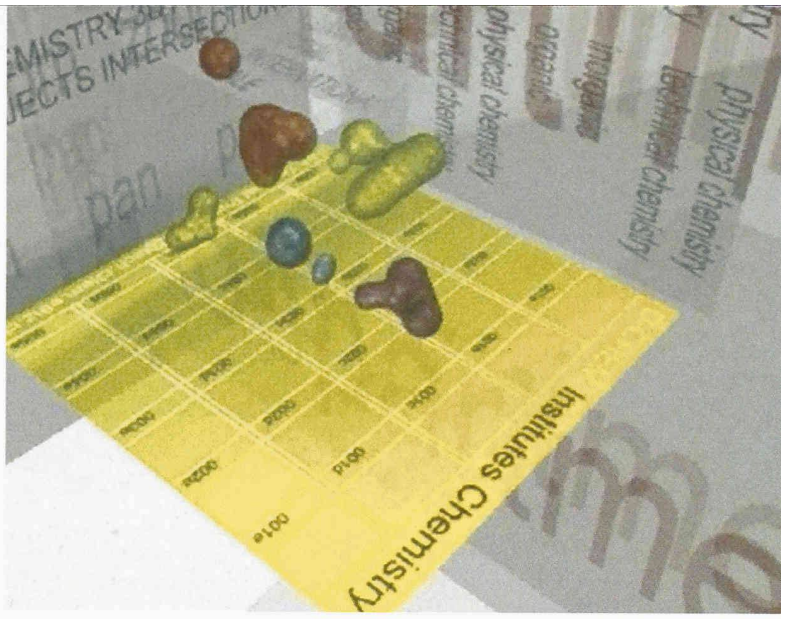
Ackerknecht: Kürzlich wurden die von dir entworfenen Restaurants «Pod» und «Bot» eröffnet. Beide fallen mit runden Formen, grellen Farben und viel Plastik auf.

Leeser: Auch wir interessieren uns fürs Alltägliche und Banale, weil diese Dinge wohl am schwierigsten zu thematisieren sind. Alle akzeptieren, dass Bankschalter und Flughäfen hässlich sind. Wir wollen dem Alltäglichen etwas entgegensetzen, das nicht radikal anders ist, und versuchen das Banale so zu manipulieren, dass man es sieht, wie nie zuvor. Ich denke, dass darin eine Möglichkeit der Kritik liegt. Nicht in wilden Sachen, die leicht zu kritisieren sind, weil man sie nicht versteht, sondern im alltäglichen Plastikmaterial und den Neonröhren. Heute sieht man, dass in hiesigen Architekturschulen Studenten alles schief und krumm stellen, wahrscheinlich wird in den nächsten zehn, zwanzig Jahren eine Flut von Schrägen und Kurven gebaut. In den 1980er-Jahren gab es diese Formen nicht, deshalb war sie als Hinterfragung des Bestehenden relevant. Heute verwenden wir wiederum klare Formen.

Felix Ackerknecht ist Architekt und lebt in New York.
emailfelix@email.com

STANDPUNKT

Inge Beckel



Hand und Maschine ergänzen sich

Die Göhner-Siedlungen der Jahre um 1970 gelten in der Schweiz als beispielhaft für Präfabrikation im Bauen. Fast den «Platten» der ehemaligen DDR vergleichbar, verbergen sich hinter immer gleichen Fassadenteilen die immer gleichen Räume: kleinere Abmessungen für Schlafzimmer, grössere für Wohnräume, die schmalen stehenden Bänder dazwischen sichere Zeichen für dahinter liegende Sanitärzellen. Die Farben damals reichten von Grau über Beige bis Braun, die Baukörper wurden gegen Süden abgetreppt, den privilegierten Mietern der obersten Wohnungen je eine Attikawohnung mit grosser Terrasse bietend – dies wohl im Unterschied zum «Osten». Standardisierte, rationalisierte Produktion im Baukastensystem und klar als solche auszumachen. Demgegenüber unterscheidet sich das weisse, aus Holz geschnitzte Geissli aus dem Souvenir-Laden von seinen Artgenossen auf demselben Regal, das eine ist kleiner, das andere leicht grösser, das dritte hat den Kopf etwas gehoben, während Ersteres diesen wiederum senkt, so, als ob es nach dem besten Kräutli am Hang Ausschau hielte. Nicht anders verhält es sich bei den braunen oder den weiss und schwarz gescheckten Kühen ein Gestell höher. Auch den Stieren, ihrerseits leicht abgetrennt auf «eigener Weide» zu finden, ergeht es genauso, der eine etwas bulliger, der andere den Blick aufmerksam nach vorne gerichtet. Fast glaubt man, unter den eigenen Füssen weiche Hobelspäne zu spüren oder den Duft von frisch geschnittenem Holz zu riechen.

Doch der Schein trügt. Sieht man sich die unterschiedlichen Exemplare der Kühe oder Geissen oder auch der Stiere genau an, zeigen sich in ihrer Makrostruktur frappante Parallelen, d.h. in ihrer primären Erscheinung. Stellt man die Tiere etwa mit dem Kopf in dieselbe Richtung weisend in eine Reihe, so zeigt sich, dass ihre Vorderbeine ausnahmslos nebeneinander in der Senkrechten stehen, während das eine Hinterbein – immer dasselbe – ganz leicht nach hinten angewinkelt ist und das andere einen Schritt nach vorne tut. Die Unterschiede aber liegen in der Mikrostruktur, in der leicht variierenden Stellung des Kopfes, der Platzierung von teilweise applizierten Glocken, der Farbe usw. Maschinell hergestellte Halbfabrikate, von Hand fertig gestellt. Die Grenzen zwischen maschineller und handwerklicher Produktion verfliessen zusehends. Gilt beispielsweise ein Bauteil, das von einer Konstrukteurin individuell berechnet und gezeichnet und später von einer über Computer gesteuerten Maschine gefertigt wird, nun als von Hand oder als industriell gefertigt? Ist ein Stück Holz, das primär von einer Maschine in eine Rohform gebracht und später von einer Person verfeinert und in seine definitive Gestalt gebracht wurde, «hand-made» oder «machine-made»? Die rigide Trennung zwischen den Verfahren wird heute vermehrt widersprüchlich und somit letztlich obsolet, nur schon deshalb, weil Unikate nicht länger als ausschliesslich von Hand gefertigte Produkte charakterisiert werden können.

Felix Ackerknecht

7 An den Grenzen der Wirklichkeit

Gespräch mit Thomas Leeser, New York

Nina Rappaport

17 The Design for the Office

Three exhibitions show the history and alternatives of design for the office

Susann Adolph

25 Keine Frage von Patentrezepten

Drei Gruppen von Massnahmen zu energetischen Sanierungen

40 Magazin

Lebensraum Büro

44 Debatte

Geht die Wärmedämmung in die falsche Richtung?